

20



Rheinische Blätter

Donnerstag,

~~~~~ Nro. 98. ~~~~~

den 19. Dezember 1816.

Die Herren Abonnenten der Rheinischen Blätter, deren Abonnement mit diesem Monat (Dezember) zu Ende geht, werden ersucht, dasselbe durch Vorausbezahlung zu erneuern, damit die Versendung nicht unterbrochen wird. Die Rh. Blätter erscheinen die Woche viermal. Der Preis ist für das Jahr 3, und für drei Monate 2 Gulden. Um sich zu abonniren, wendet man sich an die zunächst gelegenen respektiven Postämter, nur in Wiesbaden selbst und der Umgebung an die Schellenberg'sche Hofbuchhandlung, welche den Druck und die Versendung der Rheinischen Blätter besorgt. Für Mainz und die umliegende Gegend nimmt die dasige Postamt's Expedition für die Zukunft alle in Bestellungen an. Die Hauptexpedition hat die Postverwatterei in Wiesbaden übernommen.

## Frankreich.

Paris, vom 12. Dez. In der Sitzung der Pärskammer vom 23. November hatte der Hr. v. Chateaubriand den Antrag gemacht, dem Könige eine Adresse mit der Bitte zu überreichen, daß er die Vorgänge bei den letzten Wahlen möge untersuchen lassen, um dann nach seiner Gerechtigkeit darüber zu entscheiden. Die Kammer erklärte aber, sie glaube sich nicht mit diesem Antrage beschäftigen zu müssen. Hr. v. Chateaubriand hat nun die Rede, welche er zu halten befohlen war, hätte die Kammer seinen Vorschlag in Beratung gezogen, mit einer Menge beigefügter Beweisschriften dem Druck übergeben. Auch Hr. v. Pradt wird bald sein langes Stillschweigen wieder einmal unterbrechen. Er soll sich in seiner Einsamkeit seither mit einem Werke über die geistlichen Angelegenheiten beschäftigt haben, das nächstens erscheinen wird.

Gerichte erster Instanz verhandelt, die durch die Art, wie die Sachwalter sie betreiben, das Publikum sehr unterhält. Ein Frauenzimmer von guter alter Abkunft und einigen dreißig Jahren will einen Offizier heirathen, der 1) nicht mehr in Dienstthätigkeit, 2) der Neffe eines ehemaligen Konventsgliedes, und 3) sogar als ein Anhänger Napoleons bekannt ist. Die Mutter aber will aus diesen drei Gründen, die vielleicht noch ein vierter nicht unbedeutend verstärkt, von dem Eidam, den ihr die Tochter geben möchte, nichts wissen. Der berühmte Advokat Villecoq führt ihre Sache vor Gericht, und gründet seine Opposition gegen die Heirath auf die Ungleichheit der Geburt, welche die Verliebten scheidet. »Wenn ich, sprach der Redner, seinen harten Ausspruch mäßigend, von dem Mißverhältnisse der Geburt spreche, dann will ich eben keine unübersteigliche Scheidewand zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft auführen, auch dem Adel nicht gerade eine Suprematie über

— Es wird gegenwärtig eine Sache vor dem hiesigen

das gemeine Volk zugestehen. Ich erkenne sogar, und wage es laut zu sagen (je le déclare hautement), daß Tugenden und Talente gewissemaßen gegen die Vorzüge der Geburt so zu sagen mit einigem Vortheil können in die Wag-schale gelegt werden. Mögen wir also kein so großes Gewicht auf den Umstand legen, daß der Offizier bürgerlich, das Fräulein aber von guter Geburt ist! Aber Er hat einen Oheim, der in dem Staube des Grabes schläft (qui dort dans la poussière du tombeau), und dessen Asche ich ungern aufrege. Dieser Oheim nun war ein Konventsglied, und hieß... Wie könnte seine Familie sich mit der des edeln Fräuleins vertragen, die immer der Sache des Königs mit Wärme zugethan war? Wie könnte den Eheleuten ein Glück zu Theil werden, das sie sich versprechen? — Nein, was Gott und die Natur getrennt haben, sollen die Menschen nicht zusammen thun. «

### Deutschland.

Die Aarauer Zeitung enthält folgenden Artikel: »Privatbriefe aus dem Großherzogthum Baden melden die Grundlosigkeit des Gerüchts, daß der Hr. Generalvikar von Wes-senberg die päpstliche Bestätigung als Koadjutor des Bis-thums Konstanz nicht erhalten habe. « Das (heißt es in diesen Berichten) mag freilich in dem Wunsche derjenigen liegen, die nur eine römische, aber keine katholische Kirche wollen; so leicht jedoch wird die deutsche, in Gesinnung und Bildung wahrhaft katholische Kirche den Mann nicht entehren und außer Thätigkeit setzen lassen, auf welchen sie mit Recht stolz ist, und dessen rastloser Thätigkeit sie einen großen Theil ihres, nun errungenen, geistigen Lebens verdankt. In wiefern übrigens auch künftig noch bei dergleichen Bestätigungen eine römische Vormundschaft statt finden könne, wird durch die sehnlichst erwartete Organisa-tion der deutschen Kirche, hoffentlich und den ältesten Kirchengesetzen gemäß, festgesetzt werden. «

— Der neue rheinische Merkur theilt den Entwurf einer landständischen Verfassung für Kurhessen mit, der aber von den Landständen nicht angenommen wurde. »Weil die Majorität, heißt es daselbst, mehr an die Wiedererlangung ihrer Privilegien und Vorzüge, als an die Begründung der Wohlfahrt des Landes dachte, und sich diesem gemäß betrug, so kam die Sache nicht zu Stande, so sehr es doch nöthig gewesen wäre, sich auf die Zukunft zu sichern. Der Land-tag ward, wie bekannt, aufgelöst. Ein unparteiischer Beur-theiler der kurhessischen Landtagöverhandlungen wird gestel-len müssen, daß die Landstände sehr übel gethan haben,

diesen Verfassungsentwurf nicht unbedingt anzunehmen, da sie denselben in Zukunft immer hätten verbessern können, und so haben wir hier einen neuen Beweis, wie die Privi-legisten der Wohlfahrt des Ganzen schaden. «

— Die Standesherren, sagt die Allgemeine Zeitung in einem Artikel vom Main, rühren sich gewaltig um ihr votum curiatum. Man hat berechnet, daß es für jeden 2 $\frac{1}{2}$  Prozent Stimmen betragen würde. Es läßt sich nicht wohl einsehen, wie davon das Wohl Deutschlands abhängen, ja wie ein und dasselbe Individuum zugleich Unterthan und Mitsand des Regenten seyn könne, da eines das andere wesentlich ausschließt. Freilich sehen diese Herren anders, und es giebt einige unter ihnen, welche vermöge der ihnen wieder eingeräumten Autonomie auf die eventuelle Aussicht von 400 fl. Einkünften Sekundogenituren errichten wollen.

Kurhessen. In Gemäßheit des Wiener Friedens vom 14. Oktober 1809 war der deutsche Orden in allen Gebieten des vormaligen Rheinbundes aufgehoben und das Ei-genthum desselben in den verschiedenen Staaten in öffent-liches Eigenthum oder Domänengut verwandelt worden. So wie in andern Ländern waren auch unter der Regierung des vormaligen Königreichs Westphalen, das durch den ge-dachten Wiener Frieden abermals in seiner Integrität und Rechtmäßigkeit bestätigt wurde, mehrere von den dem west-phälischen Staate auf diese Art anheim gefallene deutsche Ordensgüter veräußert worden. In Beziehung auf derglei-chen Veräußerungen, in sofern sie auf kurhessischem Gebiet Statt gehabt haben, ist nun so eben folgende merkwürdige, bereits unterm 8. Oktober d. J. unterzeichnete höchste Ver-ordnung erschienen:

»Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm I. Kurfürst u. c. fü- gen hiermit zu wissen: Durch Unsrer Verordnung vom 14. Januar 1814 ist bestimmt worden, daß alles während der Usurpation veräußerte Staatseigenthum wieder in Besiz ge- nommen werden soll. Da indessen ein Zweifel darüber ent- standen ist, in wie weit die durch den Wiener Frieden 1809 den Landesherren, in deren Gebieten sie gelegen sind, zug'efallenen deutschen Ordensgüter unter vorgedachtes Staats- eigenthum ebenfalls zu rechnen seyen; so finden Wir Uns bewogen — in Betracht, daß die erwähnten geistlichen Gü- ter, durch die Aufhebung des deutschen Ordens, Eigenthum des Staates geworden sind, in welchem sie liegen, der dama- lige Usurpator des Kurfürstenthums Hessen aber, da die Usurpation keinen Rechtstitel zu geben vermag, auch einen solchen nicht übertragen konnte — weiter zu verordnen, daß die mit den gedachten Gütern vorgenommenen Verkäufe für

nichtig zu halten und die Käufer anzuweisen sind, die Grundstücke binnen drei Monaten zu räumen. Jedoch sollen, in der Hinsicht, daß die Käufer ein nicht schon im Jahr 1806 beständenes, sondern erst während der usurpatorischen Herrschaft zugefallenes Staatseigenthum erkaufte haben, dieselben den Nachtheil nicht erleiden, welcher die Käufer der vor der feindlichen Ueberziehung bestandenen kurfürstlichen Domänen treffen muß; vielmehr ihnen, aus landesherrlicher Milde, das bezahlte Kaufgeld, so wie die erweislich verwendeten, noch wirklich vorhandenen Verbesserungen aus Unsern Staatskassen vergütet werden. Wir befehlen daher Unserer Oberrentkammer, hierdurch überall das Nöthige zu verfügen. «

Es sind nur wenige Stücke von den deutschen Ordensgütern unter der westphälischen Regierung veräußert worden; die Käufer derselben wollen sich aber eben so wenig wie die Käufer von andern kurheßischen Domänenstücken beruhigen, sondern beim deutschen Bundestag um Schutz in ihrem wohl und geseßlich erworbenen Eigenthum bitten.

## Ueber den guten Ton in öffentlichen Blättern.

### Erster Brief.

Liest man die politischen Schriften, Blätter und Zeitungen, dann glaubt man unter widem Schiffsvolk auf offener See dem Versinken nahe zu seyn, so schreit, lärmt und rennt alles durcheinander, und Jeder flucht über den Steuermann und möchte selbst ans Ruder, nur nicht an den Matrosendienst. Das heilige, römische, deutsche Reich ist nun freilich nicht mehr, so wenig als Polen; aber es geht doch so ziemlich noch wie im weiland deutschen Reich und in Polen zu. So ist es, wenn die Menschen nur die Dinge ändern, nicht aber sich selbst. Wem soll man glauben? Wem folgen? Wir haben das Oktoberfeuer hier weitgesehen angezündet, und ich bauete mit wahrer Freude den Holzstoß beinahe ganz aus eignen Mitteln; da wir nun alle um die Blutstunden, uns schweigend des großen Tags erinnern, der die Bande der fremden Knechtschaft von uns nahm, und ein Nachbar mit einem Knebelbart laut schrie: Möchten Alle so verbrennen, die nicht deutsch denken wie wir, und den behren Tag nicht auf den Bergen feiern, und ich nicht Amen! sagte, da hieß mich der Mensch einen Franzosenfreund, einen Verräther an der guten Sache. Ich habe ihm, wie Sie denken können, ordentlich Widerpart gehalten; denn der Schreier hatte für die deutsche Sache auch nicht einen Span beigetragen, und für sie nichts gethan, als sich das Zwickelbärtchen wachsen lassen, wegen der Väter Weise, sagt er; wegen den Mädchen, sagen Andre. Später mußte ich mich

freilich wundern, daß einige Zeitungen auch so sprachen. Mir will es überhaupt nicht recht klar werden, wenn ich die Prediger der deutschen Einheit Deutschland durch die gehäßigsten Leidenschaften, die sie aufregen und nähren, theilen und entzweien sehe. Die Freiheit wollen sie mit der Knute begründen, und das Volk durch den alten Aberglauben und das schmeichelhafte Vorrecht, alle Steuern und Staatslasten allein zu tragen, zum Gefühle seiner antiken Würde aufrichten. Da sprechen sie an allen Orten und Enden von Freiheit als dem Einzigen und Höchsten, was mit aller Anstrengung zu erringen stehe, und man vernimmt endlich, — o glücklicher Freund! — das nächste unfehlbare Mittel zu dem hohen Zweck sey: eine tüchtige Handhabung des Kastengeistes und die erneuerte Sanktion aller alten Privilegien gegen das Volk. Was soll ich nun glauben? Den Baum, sagt Freund Sanch o, zeigen seine Früchte; und wo im Frühling Eicheln blühen, dürft ihr im Spätjahr keine Mandeln suchen. Den ungewissen Menschen, sagt er auch, haltet ihr sicherer bei der schweren That, als beim leichten Wort; und wer Dehl zum Feuer trägt, statt Wasser, dem dürft ihr nicht glauben, wenn er auch versichert, er wolle löschen. Wer satt von der Mahlzeit aufsteht, und sich die Säcke noch vollstopft, wo Andre sich erst hungrig zu Tische setzen, der wird doch diesen nicht aufbinden wollen, er trage Sorge für ihren Magen! Es ist eine schlimme Zeit, in der viel verheißt wird; sie macht liederlich Schulden, die Andre ehrlich bezahlen sollen. Bei gewissen Menschen geht alle Kraft in Wort und Schein, wie bei gewissen Vätern ins Holz; sie machen gewöhnlich viel Figur, tragen aber keine Früchte.

Um den deutschen Rock zu ehren, wurden deutsche Männer herabgewürdigt, die von dem Rockprozesse so wenig, als von dem Rocco der Hekuba wußten. Es gilt die gute Sache, hieß es, und die vertheidigt der brave Mann. Da es so wenig kostet, ein braver Mann zu werden, so schließt sich Jeder, der auf diesem Wege leicht zu Ehren kommt, rasch dem Zuge an. Was liegt an einigen tausend Menschen, wo es die Aufrechthaltung eines Grundsatzes gilt? sagte Robespierre. — So sagen wir auch; aber der Tyrann hatte eine schlechte Sache, und die unsrige ist gut. — Was bürgt euch für diese Güte? — Was anders, als unsre Ueberzeugung? Die Sache ist gut, weil wir sie so finden; und der Schnitt von einem Rock ist doch einen Grundsatz werth. — Das läßt sich hören, und den wollte ich sehen, der dagegen etwas einzuwenden hätte. War dem braven Sanch o sein Esel doch lieber als der ganze Marstall der Kontinentalsinsel Barataria? Hält nicht jede Eigenliebe ihr

Stroh für Heu, und fremdes Heu für Stroh, wie ein altes Sprichwort sagt? — Sancho! Sancho war ein Narr, und wir sind gescheidte Leute. — Das, meine Herren, muß gerade die That erst zeigen; wir wollen sehen, ob ihr nicht Lust habt, Stroh für Heu zu geben. Unterdessen gilt für Alle des Meisters Wort: Wie du willst, daß man dir thue, so thue Andern.

Da ist ein ewiges Gerede von Nationaleinheit, Nationalwürde und Nationalgesinnungen? Fragt man, wo die Nation denn eigentlich ihren Sitz habe, dann kann man noch weniger einig darüber werden, als über den Sitz der Seele; und nimmt man auch den Kopf als solchen an, dann will jedes Glied am deutschen Leibe das edelste seyn, und sich den andern als Kopf aufsetzen. Da ist der Norden, hier der Süden, dort sind Nicht-, hier Irrgläubige. Das südlische, und besonders das katholische Deutschland war und blieb das plumpe, finstre Beccien für seine geistvolle Nachbarn. Dort gedieh nichts, dort gab es weder Aufklärung noch Sitten, weder Geschmack noch Verstand, während dem der fremde Deutsche, wie ehemals der Franzose, in der heimischen Gascogne jeden Schweinstall seines Herrn Vaters zu einem Feenschloß verherrlichte. Uns kann und wird es an fremder Theilnahme nicht fehlen, so lang uns das schöne Land, der schöne Himmel und der schöne Wein nicht untreu werden. Freundschaft giebt es indessen nur unter Gleichen, und so lang ihr euch die bessern Spartaner dünkt, und uns für eine Art deutscher Heleten nehmt, können wir uns weder mit Liebe noch Vertrauen an euch schließen. Seyd Deutsche, vergeßt, wenn es euch möglich ist, den Norden und den Süden, den Katholizismus und den Protestantismus, wo es das Vaterland gilt; seyd nur gerecht und billig gegen die Glieder derselben Nation, da es euch so leicht geworden ist, großmüthig, eßt sogar unterthanig gegen Fremde zu seyn; werft die Grenzscheide nieder, die ihr wie eine chinesische Mauer mit chinesischer Eitelkeit in der Politik, in der Literatur, sogar im gewöhnlichen Leben, in diplomatischen Verhandlungen und Literaturzeitungen aufgeführt habt, und wölet nicht die Auserwählten der deutschen Völker seyn, und ihr habt alles gethan für die Einheit der Nation, was vor allem für sie geschehen muß.

Sieht man diesem Treiben, Zanken und Streiten der Deutschen zu, dann sollte man glauben, sie wüßten die Ueberfülle ihrer Kraft nicht los zu werden, und müßten sie in so ekelhaftem Kampfe vergeuden. Gerechter Gott! Haben wir denn wirklich keine Feinde, daß wir ewig die Waffen gegen uns selbst kehren! Ist denn der Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Sieg der heiligen Sache des Vaterlands und des Volks so gewiß entschieden, daß wir unsre Kraft ohne Gefahr theilen und zerpluttern können? Werden wir immer die so oft belachte Rolle der beiden Thoren spielen, die sich um den Esel raufen, bis ein Dritter sich auf ihn setzt, und fröhlich davon reitet? Während dem es der Zeit eine große Schuld abzutragen gilt, können wir über die Münzsorte, in der die Zahlung geschehen soll, nicht einig werden, und zahlen — nicht.

Die Bessern haben freilich allenthalben eingesehen und anerkannt, daß alles Edle und Gute an dem Rhein und der

Donau dem an der Spree und Elbe ebenbürtig sey, das Schlechte und Gemeine aber nicht besser werde, wenn es an der Leine oder Saale seinen Geburtsort hat. Das konnten der Pöbel und die Pöbelschreiber nicht gelten lassen, weil sie sonst allen Vortheil und Vorzug verloren, auf den ihre Eitelkeit nicht verzichten mag.

Ein schönes Beispiel von Humanität, von Bildung und brüderlicher Deutschheit gab unlängst noch der allgemeine Anzeiger der Deutschen, sonst auch Reichsanzeiger genannt, dessen edlen Beruf die Zeiten so treffend gezeichnet haben. Es darf einen freilich wenig kümmern, welcher Quark auf diesem politischen-literarisch-ökonomisch-moralisch-kommerziellen Tüddelmärkte seil gebereten wird. Wie die Wirthschaft, sagt Sancho, so die Gaste; wer aber schlechte Leute aufnimmt, sagt Sancho weiter, der macht sein Haus verdächtig, und schlechte Häuser duldet an keinem Orte eine gute Polizei. Welche Herberge der allgemeine Anzeiger der Deutschen sey, mag unter andern auch der saubere Gast beweisen, der in No. 289. unter dem Titel eines patriotischen Wunsches hauset.

Die Zumuthung, daß wir ihn mit der Verfassung eines Landes bekannt machen sollen, über die er schon abgesprochen hat, ohne sie zu kennen, ist wirklich lebenswürdig naïv. Der Herr bemühe sich, unsre Verordnungsblätter zu lesen, die für Geld zu haben sind, wie der allgemeine Anzeiger mit seinem großen Publikum, den wir auch bezahlen. Kennt er dann noch eine zweckmäßigere Organisation des Gemeinwesens, so erzeige er uns die Ehre, sie zu nennen, und wir wollen sie uns eigen machen, erst prüfen und dann urtheilen.

Der Patriot meint, wir seyen ein gedumaener Lobredner der Regierung. Ob es Brauch ist bei dem Anzeiger, nur gedungen zu tadeln oder zu loben, wissen wir nicht; aber wäre auch dies der Fall, dann sollte er doch wissen, daß der gemeine Schluß von sich auf Andre sehr oft ein Fehlschluß ist. Das Ungeheuerliche soll der Anzeiger aber erst erfahren: Die befragliche Regierung nämlich, welcher der Patriot nicht besonders hold zu seyn scheint, ist so weit gegangen, — der Anzeiger soll es laut rügen! — die ganze gesunde Bevölkerung des Landes zu besteden, daß sie die erwähnte Organisation rühmt. Der Patriot mit seinem Wunsche mag sie nicht; er weiß warum, und auch wir wissen es. Meister Josse ist ein Goldschmid, der seine Gesellen hat, die alle auch Goldschmide sind. Das ist begreiflich.

Der Patriot hat seinen Wunsch mit einer Lüge angefangen, und mit einer Verleumdung geschlossen. Das ist alles, was wir dem anonymen Schreiber zu sagen haben. Spitzbuben und liederliches Gesindel, sagt Sancho, sind nicht gern erkannt und lieben die Nacht; der Teufel aber ist der Fürst der Finsterniß, und die das Licht scheuen, gehören zu seinem Reiche. Will der wünschende Patriot, oder der patriotische Wünschler uns seinen werthen Namen verehren, dann setzen wir den unsrigen an seine Seite, und lassen das Publikum Richter seyn zwischen Ihm und uns.

Den 4. Dezember 1816.

Herr M.